

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 12

Artikel: Welt zwischen Welten : zwei Jahre als Redaktor in Zentralafrika
Autor: Baeschlin, Beat Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welt zwischen

Welten

Von Beat Christoph Baeschlin

Zwei Jahre als Redaktor in Zentralafrika

Erst als ich schon einige Zeit die merkwürdige Luft einer afrikanischen Redaktionsstube geschnuppert hatte, erfuhr ich, daß vor mir ein Welschschweizer schon mit derselben Arbeit beauftragt worden war. Am ersten Arbeitstag habe sich jedoch eine schwere Spannung mit dem Zeitungs-Direktor eingestellt, und nach zwei Monaten sei der Mann wieder abgereist. Grund des Zerwürfnisses: mein Vorgänger habe einen Schlüssel zum Büro verlangt; das habe genügt, um das Mißtrauen und eine nicht mehr zu überwindende Abneigung des Direktors zu verursachen.

Diese Schlüsselgeschichte ist bezeichnend: es kommt da also ein Schweizer mit den besten Absichten, seinem afrikanischen Kollegen nützlich zu sein; er will sogar außerhalb der Dienstzeit arbeiten, denn er hat keine Familie und weiß nicht recht, was er in der Freizeit machen soll. Anstatt Anerkennung erntet er aber baren Undank. Wobei sich der gute Afrikaner natürlich eingebildet hat, «der Weiße» wolle den Schlüssel zum Büro haben, um eine Art Spionagetätigkeit zu entfalten... Vielleicht waren da nicht alle Finanzprobleme in überaus orthodoxer Weise gelöst – was man in Afrika gar nicht erwarten kann – vielleicht fürchtete der Direktor, man könnte dahinterkommen, daß er sich von allen erdenklichen Entwicklungshilfe-Organisationen und Missionswerken verschiedener Länder Europas und Amerikas gleichzeitig unterstützen ließ. Sei dem wie ihm wolle, der Umstand, daß der Weiße abends zum Büro Zutritt haben wollte, erschien als durchaus verdächtig und als Ausdruck des «reinsten Neokolonialismus». Und mit diesem nie definierten Wort bezeichnet man in Afrika das Böse schlechthin.

Alles zum Klassieren

Mir war nie der Gedanke gekommen, den Schlüssel zur Redaktion zu verlangen. Es brauchte schon tagsüber etlichen Mut, um das Gebäude zu betreten! Von außen sah es zwar sehr

hübsch aus: ein grüngestrichenes Holzhäuschen mitten in einem von tropischem Gesträuch überwachsenen Garten, worin sich winzige, rotgetupfte Vögel in ganzen Schwärmen tummelten. Doch wenn man die Türe aufmachte, war es mit der Niedlichkeit schon vorbei: Der große Hauptraum war buchstäblich bis zu Pulthöhe mit bedrucktem Papier angefüllt. Da türmten sich in einer Ecke die nichtverkauften Exemplare eigener Produktion, da lagen alte bis uralte Zeitungen herum, da häuften sich vor allem die zahllosen Pressedienste und politischen oder weltanschaulichen Werbeschriften, mit denen die westlichen und östlichen Propagandaministerien die Redaktionen Afrikas und wohl der ganzen Dritten Welt überschwemmen. Da lagen aber auch Briefe und Rechnungen und Rechnungen... und offenbar immer wieder dieselben Rechnungen. Wahrlich, es schien da keine große Zahlungsfreudigkeit zu bestehen. Trotz sehr reichlich fließenden Subventionen aus Amerika und aus Europa blieben die Gläubiger weithin unbefriedigt. Langsam dämmerte mir auf, warum so viele Afrikakenner mir gesagt hatten: «Nur ja nicht mit einem Afrikaner einen Vertrag abschließen; die meisten sind außerstande zu halten, was sie schriftlich zusichern, und eine Zahlungsmoral gibt es nicht.»

In einem der ganz seltenen Augenblicke, da sich unser Herr «Direktor» (den ich nun aufgrund meiner Erfahrungen in Anführungszeichen setze) in der Redaktion blicken ließ, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß da nun etwas passieren müsse, denn so könne man keine Arbeit verrichten. – «Das ist alles zum Klassieren», entgegnete er mir darauf fast mit erhobenem Finger, «das ist alles wertvolle Dokumentation!»

Nach meiner Ansicht handelte es sich indessen hier um Dinge, die man bei uns laufend und unverzüglich dem Papierkorb übergibt. Neun Zehntel aller dieser Papiere verdienten kein besseres Schicksal. Das konnte mein «Kollege» natürlich nicht wissen, weil er die

Zusendungen kurzerhand ungeöffnet liegen ließ. Und deshalb hatte er das unbestimmte Gefühl, diesem Papier müsse, da es bedruckt war, ein irgendwie fetischistischer Zauber anhaften...

Ich erklärte mich gerne bereit, diese «Dokumentation» zu klassieren. – Als der Kollege Direktor verschwunden war, hieß ich meine Leute alles in den Garten tragen, wo ich trotz der Hitze der Trockenzeit ein herrliches Feuer entfachte... und damit war der Fall für den Augenblick erledigt.

Nach einigen Stunden indessen tauchte der «Direktor» wieder auf und sah die Bescherung. Er zupfte einen verkohlten Rest aus dem Haufen und meinte weinerlich: «Das sind ja gerade die Unterlagen, die ich eigens kommen ließ, um unsere geplante Frauen- und Kinderbeilage aufzubauen...» – Nun, diese Blätter liegen noch heute in einem prallen, über und über mit Staub bedeckten Dossier, aber von der Beilage wurde nie mehr gesprochen. Erst Monate später erkannte ich, daß mein Kollege dieses Papier gar nicht extra hatte kommen lassen... und an eine Frauen- und Kinderbeilage seiner Zeitung überhaupt nicht gedacht hatte! Das wurde alles für den Augenblick sehr frei erfunden!

Die Großen und die Kleinen

Immerhin habe ich von dem Feuer übergebenen «Dokumentation» je ein Exemplar aller regelmäßigen Veröffentlichungen auf die Seite gelegt, und das war nicht uninteressant: es vermittelte mir ein Bild des wilden ideologischen Krieges, der sich hier abspielte.

Meine Zusammenstellung ergab vorerst vier «Großlieferanten»: USA, Sowjetunion, Frankreich, Westdeutschland. Diese beglückten die Redaktion mit folgenden Periodika: USA, zwei fast täglich erscheinende Pressedienste und zehn zum Teil reich bebilderte, mehrfarbige Zeitschriften; Frankreich, sieben teilweise ungeheuer umfangreiche Zusendungen, bestehend



aus einem sehr ansprechenden illustrierten Pressedienst, dem einzigen, der regelmäßig geöffnet wurde, dann zwei Dienste mit Abdrucken von Artikeln aus der französischen und internationalen Presse usw. (Frankreich bot in dieser Papierflut mit Abstand das beste Werbematerial); die Sowjetunion lieferte sechs regelmäßige Sendungen, so einen täglichen Nachrichtendienst, ein Magazin «Sowjetische Studien», eine illustrierte Zeitung, eine ideologische marxistische Zuschrift, sodann in unregelmäßigen Abständen dickere oder dünnere Broschüren über sowjetische Errungenschaften.

Diese Großen bereicherten täglich unsere Post in ganz beträchtlicher Weise. Daneben gab es die Kleinen, die ebenfalls kräftig in den Ideologie-Krieg eingriffen, so die Polen mit ihrer Zeitschrift «Der demokratische Journalist», dann aber auch die Tschechoslowakei und Ungarn. Von den übrigen Ländern ließen folgende regelmäßig von sich hören: Großbritannien mit mehreren Sendungen, Israel mit einer Tageszeitung, ferner die Niederlande, Österreich, die Freie Stadt Berlin, Belgien, Spanien, Südafrika, Nationalchina; und die Schweiz mit einem wöchentlichen Pressedienst des Ost-Instituts in Bern.

Wenn ich diese Propagandaflut mit den Redaktionsmitarbeitern unserer

Zeitung in Relation setzte, mußte ich feststellen, daß die meisten dieser Bemühungen wirklich für die Katz waren: hier herrschte kein Klima des Lesens und Prüfens und niemand war in der Lage, all diese Nachrichten und Behauptungen auch nur annähernd zu verdauen. Immer wieder mußte ich im Laufe meines Aufenthaltes in Kamerun feststellen, daß auch die gebildeten Afrikaner intellektuell ungeübt und etwas träge sind. Sie lesen selten, und die Auflagezahlen der Zeitungen sind winzig.

Unser Blatt «La Semaine Camerounaise», eine höchstens alle vierzehn Tage erscheinende «Wochenzeitung», ist eines der vier gedruckten Presseerzeugnisse für die vier Millionen offiziell als französischsprachig eingestuften Kameruner. Ihre Auflage hat noch nie mehr als 5000 Exemplare betragen. Das will aber nicht heißen, daß sie schlecht dasteht. Im Gegenteil. Auch die einzige Tageszeitung des Landes «La Presse du Cameroun» erfreut sich keiner höheren Auflage. Das gleiche ist zu sagen von der schmucken, gutaufgemachten katholischen Wochenzeitung «L'Effort Camerounais», ganz zu schweigen vom vierten Pressezeugnis des Landes, der Wochenzeitung «L'Unité», die nur halb soviele Leser erreicht, obwohl sie das offizielle Organ der Einheitspartei ist.

Diese lächerlich kleinen Auflagen sind aber nicht bloß auf das Nichtlesenkönnen oder Nichtlesenwollen zurückzuführen, weitgehend schuld daran sind auch die unterentwickelten Verkehrsverhältnisse. Die in der Hafenstadt Duala herauskommende Tageszeitung bedient zum Beispiel bloß die Hauptstadt Jaunde dank einer zuverlässigen, täglichen Flugverbindung, und die Industriestädte Edea und Nkongsamba, wohin asphaltierte Straßen führen. Im ganzen übrigen Land, das so groß ist wie Frankreich, kann man nirgends die «Presse du Cameroun» kaufen.

Bündel aus dem Fenster

Von der Hauptstadt Jaunde zum großen Hafen Duala besteht auch eine Eisenbahnlinie. Sie ist größtenteils von den Deutschen vor 1914 gebaut worden. «Wenn die Deutschen uns nicht verloren hätten, besäßen wir heute eine Eisenbahn bis zum Tschadsee», sagt man dort, und alles, was deutsch ist, genießt geradezu mythische Verehrung. Alte Kamerun-Neger pflegen mit Nachdruck und Stolz zu verkünden: «Wir Deutschen waren halt noch tüchtiger als die späteren Generationen.»

Die Gemütlichkeit kommt wohl in der Eisenbahn am deutlichsten zum Ausdruck: Um die 300 Kilometer lange Strecke zurückzulegen, sind im Fahrplan auch für Schnellzüge zehn Stunden vorgesehen. – Und bisweilen wird auch dieser Fahrplan nicht eingehalten, weil Entgleisungen und andere unvorhergesehene Hindernisse die Züge oft stundenlang blockieren. Trotzdem haben wir unsere Abonnenten in Duala per Eisenbahnpost bedient.

Einmal führte ich selber die Speditionsmannschaft zur Hauptpost. Es war ein Samstag. – Neun Tage später hatte ich in Duala zu tun, wo ich in einem Büro vorsprach: Auf dem Tisch lag die neuangekommene Post, obenauf unsere Zeitung, die ich selber vor mehr als einer Woche spezialisiert hatte! Tatsächlich, sie war «frisch» eingetroffen! Und man ver-

Zentralafrika

sicherte mir an zuständiger Stelle wieder einmal, es handle sich da sicher nur um ein «einmaliges Mißgeschick».

Unsere Wiederverkäufer in Duala mußten zuverlässiger bedient werden: ihre Pakete gingen per Flugpost. Das ergab Riesenpakete, und das Porto wäre sehr hoch gewesen. Doch es gab auch da Möglichkeiten: der Kollege Direktor eilte jedesmal am Versandtag zum Flugplatz, und da war jedesmal auch einer seiner Stammesbrüder auf der Abreise nach Duala begriffen, dem er das Riesenpaket eben kurzerhand mitgab.

Duala war da ein Glücksfall. Diese Methode funktionierte nicht überall. Unter «normalen Verhältnissen» dauerte es mindestens einen Monat, bis die letzte von uns bediente Ortschaft in den Besitz der Zeitung kam. Vieleorts wird die Post einfach einem Automobilisten anvertraut, der zufälligerweise daherkommt, oder einem Autobuschauffeur – und der wirft das Bündel dann so ungefähr am richtigen Ort in voller Fahrt aus dem Fenster... und dort holt ein jeder dann seine Korrespondenz ab. Briefträger gibt es in Afrika nicht, weil es ja auch keine Adressen, keine Straßennamen und Hausnummern gibt, ja nicht einmal Familiennamen.

Zensur der Zensur

Kamerun verfügt an sich über ein gutes Schulwesen, im Süden des Landes können die meisten Leute lesen und schreiben, und die Jugend ist sehr lernbegierig. Wenn genügend Schulen zur Verfügung stünden, würden wohl alle Kinder dem Unterricht folgen, aber die Bevölkerungsvermehrung ist zu rasant, die Regierung müßte mehr als das ganze Jahresbudget ausgeben, wenn sie allen Kindern einen Unterricht ermöglichen wollte.

Obwohl der Bildungsstand verhältnismäßig hoch ist, gilt das Lesen als eine Arbeit, die man nur dann leistet, wenn etwas zu gewinnen ist damit. Man liest etwa Schulbücher, weil man das Examen bestehen oder ein Diplom erreichen will. Aber der Kollege Zeitungsdirektor beispielsweise wußte

nie, was die andern drei Zeitungen des Landes geschrieben hatten, er las nicht einmal seine eigene Zeitung einigermaßen. Was er auf meinem Pult vorfand, brachte er unbesehen in die Druckerei, ob ich es nun schon bearbeitet hatte oder nicht...

Einem Schriftsteller, Zentralsekretär der Kameruner Dichtervereinigung mit fast 200 Mitgliedern, stellte ich die Frage: «Gibt es in Ihrem Land soviele Leser wie organisierte Dichter?» Er nahm meine Frage sehr ernst und fing gewichtig an: «Das ist ja das große Problem...» Da es sich um ein Interview handelte, konnte ich mir erlauben, indiskret zu sein. «Wer sind denn Ihre Leser?» wollte ich wissen. Darauf zählte er folgende Kategorien auf: Kranke, Gefangene, Arbeitslose, Priesterschüler und intellektuelle Europäer.

Auch ich machte die Erfahrung, daß unsere treuesten Leser unter den Arbeitslosen zu finden waren. Dazu verfügten wir über ein sehr eifriges Lesepublikum auf dem Land. Dort lasen besonders die Lehrer, was in der Stadt nicht der Fall war. Auch die Beamten lasen kaum, nicht einmal die mit der Vorprüfung der Zeitung Beauftragten lasen die Zeitung gründlich.

Noch kurz vor meinem Weggang hat die Kriminalpolizei eine von meinen Reportern durchgeführte Enquête als aufrührerisch aufs Korn genommen.

Es handelte sich um die Bereitstellung eines Baugrundstückes in Jaunde, auf dem einige hundert schwarze Familien seit Jahren ihre Wohnhütten errichtet hatten und nun weggewiesen wurden. Diese Leute hatten aber die Erlaubnis zum Hüttenbauen meist teuer bezahlt. Ich vertrat im Artikel den Standpunkt, daß eine Minimalentschädigung an die Weggewiesenen angebracht wäre. Umso mehr als die erwerbende Immobiliengesellschaft Riesengewinne zu erzielen sich anschickte.

Der junge Mann, der die von mir verlangte Reportage durchgeführt hat

te, wurde zitiert. Um sicher zu sein, daß er nicht verhaftet werde, begleitete ich ihn. Stundenlang dauerten die Verhöre, bis ich schließlich herausbrachte, daß wir der Aufwiegelung verdächtigt wurden. – Zum Glück war in jenen Tagen gerade mein Buch über Staatspräsident Ahidjo herausgekommen, für welches in Radio und Presse große Werbung betrieben wurde. – Daß solche «freundschaftlichen Beziehungen» zum Staatschef nicht ohne nützliche Folgen waren, ist ja klar...

Aber vom Kommissar der Kriminalpolizei wollte ich doch eines wissen: «Wie kommen Sie dazu, derartig schwerwiegende Vorwürfe gegen uns zu erheben, nachdem die vier mit der Zensur der Zeitung beauftragten Behörden die beanstandete Nummer zum Verkauf freigegeben hatten?» – Und seine Antwort war sehr klar: «Unsere Aufgabe besteht nicht nur darin, das Volk im Zaum zu halten, sondern uns obliegt auch, die Nachlässigkeit aller andern Verwaltungen zu korrigieren.» – Die Polizei mußte also auch für die Zensurbehörden die Zeitungen lesen!

Phrasen

Was die Abneigung gegen das Lesen betrifft, hat die Redaktionskommission den Vogel abgeschossen:

Zweimal im Monat vereinigte man sich zu einem gemütlichen Höck. Mit afrikanischer Weitschweifigkeit wurde über dies und das geplaudert. Ausgangspunkt bildeten zwar nie die Artikel der zu beurteilenden oder der in Vorbereitung stehenden Zeitung, sondern Überschriften, Bildlegenden, kleine Anzeigen. Der Grund: nie im Laufe von zwei Jahren war einer der Herren der Redaktionskommission in der Lage zu sagen, er habe die Zeitung gelesen. Das kam einfach nicht vor. Und wenn ich eine bestimmte Frage stellte in bezug auf einen Artikel, dann hieß es übereinstimmend: «Ich habe noch keine Zeit gehabt, diese Nummer zu lesen...»

Der Kommission gehörten an: der Vizerektor des Gymnasiums, ein Uni-

versitätsprofessor, ein Pfarrer, ein inzwischen zum Radio-Generaldirektor avancierter junger Mann, eine Apothekerin, eine Krankenschwester und ein Chefbeamter aus dem Erziehungsministerium. – Die temperamentvollste Person war die Krankenschwester. Sie sprühte vor Angriffseifer, während alle andern Kommissionsmitglieder stets zu Ruhe und Vorsicht mahnten.

Ich liebte diese Sitzungen. Das ungewogene Zusammensein mit Schwarzen bietet sich einem selten. In gemischten Gesellschaften mit Europäern zusammen nehmen die Afrikaner oft einen etwas unnatürlichen Ton an: entweder wollen sie breitspurig ihr Wissen zur Schau tragen, oder, wenn es um Meinungsaustausch geht, bekommt man bloß einige Platteien zu hören von «sozialen Gegebenheiten» oder «soziologischen Daseinsbedingungen». Das erlebte ich in peinlicher Weise an einem Empfang, den ein hoher Beamter des Justizministeriums, ein Jordanier, gab.

Es war etwa eine Woche nach dem Sinai-Krieg. Geladen waren vor allem hohe Beamte des Justizministeriums und Mitglieder des Appellationsgerichts, Franzosen und Kameruner bunt gemischt. Ein sehr freundlicher Herr neben mir zog ein goldenes Etui aus der Tasche und bot mir eine Zigarette an... und plötzlich stürzte der jordanische Gastgeber heran, um uns bekannt zu machen – der Mann mit dem goldenen Etui war nämlich der ägyptische Botschafter!

Ich war wie elektrisiert. Eine stürmische Diskussion hub an, der Kreis um uns wurde immer größer, einige Franzosen nahmen am hitzigen wenn auch freundschaftlichen Meinungsaustausch teil.

Und da standen auch zwei Kameruner, Richter am Appellationshof, Männer mit europäischer Bildung, sie hatten in Europa studiert. Ich ersuchte jeden einzeln verschiedentlich, sich zum Thema zu äußern. Aber keiner von beiden hatte sich über den Krieg mit Ägypten auch nur annähernd eine Meinung gebildet. Sie waren weder orientiert, noch interessiert. Sche-

matisch wurden höchstens einige Phrasen repetiert.

Alles fließt

In den zehn Jahren ihres Bestehens hatte unsere Zeitung von nichts anderem als von den fetten Subventionen gelebt, die aus Übersee pünktlich herbeiflossen. Nicht der leiseste Versuch wurde unternommen für eine Verkaufsförderung. Einmal hatte ich einen Jeep mit Lautsprecher samt Fahrer aufgetrieben, die uns gratis zur Verfügung standen, um den Straßenverkauf etwas lebendiger zu gestalten. Aber der Vorschlag wurde wie so manch anderer beiseitegeschoben, aus Angst vor Mehrarbeit... Die Hilfsgelder kamen und kommen ja von selber...

Für diese Zeitung mit acht Seiten Umfang und einer Auflage von 5000 Exemplaren waren auch schon zwei schmucke Häuser erbaut worden; zwei schöne Automobile, teure Einrichtungen für Wohnungen und Büros und noch viel mehr wurde gekauft auf Kosten der «Freunde aus Übersee», welche diese Zugaben zu den üblichen Subventionen nur zu gerne leisteten. Was den Direktor indessen nicht hinderte, in einer Verwaltungsratssitzung festzustellen: «Unsere Büros sind von unerträglicher Primitivität, wir müssen unsren Freunden in Genf und New York klar machen, daß wir nun endlich menschenwürdige Redaktionsräume benötigen!»

Wenige Tage vor dieser anmaßenden Rede hatte mir der Schweizer Botschafter auf meinem Büro einen Besuch gemacht. Dabei äußerte er sich lobend über unsere Lokalitäten: «Zwar fehlt es nicht an Lokalkolorit, aber es ist geräumig und komfortabel.» Nur indem ich dieses Lob zitierte, konnte ich den anwesenden Vertreter der «Freunde aus Übersee» davon abhalten, eine neue Dollarlawine ins Rutischen zu bringen. Und der Kollege Direktor hat mir das sicher nie verziehen.

Solche Vorstöße des «Direktors» hatten etwas durchaus Ungemütliches an sich. Von weitem betrachtet könn-

te man glauben, er habe aus einem Bedürfnis nach Pomp und Luxus derartige Forderungen gestellt. Das trifft aber nicht zu. Er hatte in dieser Beziehung keine besondern Wünsche, er war, wie die meisten Afrikaner, in einer Bambushütte aufgewachsen, die er erst gegen ein «festes» Haus ein tauschte, als er anfing im Mercedes herumzufahren. Das Ungemütliche bestand darin, daß er seinen «Freunden aus Übersee» kurzerhand große Geldbeträge entlocken wollte, um damit nach Lust und Laune schalten und walten zu können. Denn: während man von Europäern für jeden Rappen genaueste Abrechnung mit Belegen verlangt, konnte er ohne Rechnungsablage über Hunderttausende von Schweizerfranken frei verfügen. Dabei begriff er nicht einmal, was ein Budget ist. Zudem war er trotz guter Intelligenz nicht in der Lage, zwischen privatem und anvertrautem Geld zu unterscheiden. Er hatte durchaus keine betrügerischen Absichten; wer aber viel Geld verwaltet, ohne auch nur eine Spur von Buchhaltungskenntnissen zu besitzen, setzt sich leicht in ein schiefes Licht.

Das Problem

Da mir zeitweise sieben einsatzfreudige junge Reporter zur Verfügung standen, ergab sich ganz von selber die Möglichkeit, interessante Interviews, eingehende Enquêtes und auch eigentliche Meinungsuntersuchungen durchzuführen. Die jungen Leute verstanden die hauptsächlichsten in der Stadt gebräuchlichen Sprachen und Dialekte wie Ewondo, Bafia, Bulu, Bamileke, Pidgin-Englisch etc. Somit hatten wir zu allen Bevölkerungsschichten Zugang.

Eine unserer interessantesten Rundfragen betraf die Stellung der Frau. Eine unserer Fragen lautete: «Wissen Sie, wieviel Ihr Mann verdient?» Die meisten Frauen aber waren sehr erstaunt, daß man ihnen zumutete zu wissen, über wie viel Geld ihr Ehemann verfüge.

Weitere Fragen betrafen die Polygamie, die gemeinsamen Unterneh-

mungen, den Frauenkauf. – Ist es nötig zu sagen, daß die Ergebnisse dieser interessanten Umfrage nie veröffentlicht werden konnten? Sie wurde von den meisten Beteiligten sabotiert. Schließlich aber versuchte ich noch, die beiden Damen der Redaktionskommission für diese Angelegenheit zu gewinnen. Ich übergab jeder den Text des zur Veröffentlichung vorgesehenden Artikels. Beide versprachen, ihn zu lesen... und an der nächsten Sitzung sagten sie, sich in keiner Weise an einen derartigen Text erinnern zu können. – Die soziale Stellung der Frau ist das schwerstwiegende Problem ganz Schwarzafrikas. Eines Tages muß sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß die Frau mehr ist als bloß ein nützliches Haustier. Alle Regierungen der afrikanischen Staaten arbeiten in diesem Sinn, aber bisher sind noch kaum irgendwo greifbare Ergebnisse festzustellen. Theoretisch haben die Frauen alle Rechte wie bei uns, aber sie machen keinen Gebrauch davon, aus Unwissenheit oder aus sozialem Zwang heraus.

Kontakt mit dem wahren Afrika

Mein Hobby an der Zeitung war der Lokalteil. Ich habe Kurse veranstaltet, um Berichterstatter aus den Urwald- und Savannengegenden zu gewinnen. In Duala habe ich Leute aus dem Westen des Landes, in Jaunde solche aus dem Süden und dem Zentrum vereinigt und schließlich in Ngaundere solche von den Adamaua-Bergen bis zum Tschadsee. Ein solches Zusammensein dauerte stets acht bis zehn Tage, man nimmt sich Zeit in Afrika. Die Teilnehmer waren alles junge Leute, meist Lehrer aus protestantischen Missionsschulen, Zöglinge aus Predigerschulen, Krankenpfleger, kleine Beamte. Im Norden logierten wir in einer riesigen norwegischen Missionsstation, im Süden im großen protestantischen Gymnasium von Duala.

Diese Kurse vermittelten mir einen ausgezeichneten Einblick in das Leben der verschiedenen Landesteile

Kameruns. Ich habe jedes Mal auch versucht, den Leuten Neues und Interessantes zu bieten. In Duala vermittelte ich den Jünglingen einen Besuch des französischen Passagierdampfers «Maréchal Foch». Keiner der dreißig jungen Männer hatte jemals eine europäische Behausung von innen gesehen. So bedeutete ihnen dieses Riesenschiff mit seinen Speisesälen, Salons, Bars ein Märchenland, das alle ihre Vorstellungsmöglichkeiten weit überstieg. Im Text, den ich nachher schreiben ließ, äußerten sich mehrere in dem Sinn: «Je ne comprends pas comment les Blancs peuvent inventer des choses aussi extraordinaires...» Dabei ist der Süden Kameruns ja verhältnismäßig gut entwickelt. Merkwürdig mutete es mich an, daß keiner der Jünglinge begreifen konnte, zu welchem Zweck denn die Rettungsboote da waren. Wozu denn Schiffe auf einem Schiff? – Das schien ihnen die bildliche Darstellung eines Pleonasmus.

Ich verstand mich ausgezeichnet mit den jungen Leuten, die mir und meiner Familie sehr zugetan waren. Noch oft bekomme ich Briefe und muß dann in der Antwort mitteilen, wie Kind und Kegel sich in der Schweiz wieder zurecht gefunden haben, ja sogar über das Wohlergehen des Hundes, der mit in Afrika war, muß ich berichten. Besonders verbunden blieben mir die jungen Reporter aus Jaunde, obschon sie fast alle die Zeitung wieder verlassen haben. Dank des Kolloquiums, das ich jeden Morgen mit den Jünglingen über Themen von Politik, Wirtschaft, Geschichte, Erdkunde abhielt, gelang es ihnen, Zulassungsexamen zu guten Staatsstellen zu bestehen. Alle waren als langjährige Arbeitslose in die Redaktion eingetreten. Ohne meine Absicht konnte also der Zweck meines Aufenthaltes nicht erreicht werden: ich war weniger der Zeitung als einzelnen Menschen nützlich gewesen. Denn die «Semaine Camerounaise» sieht heute wieder ungefähr so aus wie vor meiner Ankunft in Jaunde. – Es war also nicht mehr als eine Episode? ■



Besonders Lesenswertes zur Ausländerfrage: Ausgezeichnet ist immer noch der Biga-Bericht 1964 *Das Problem der ausländischen Arbeitskräfte*, Eidg. Drucks-Zentrale, 217 S. Leider wie der Bericht des Bundesrates 1967 zur später zurückgezogenen «Initiative I», 50 S., wenig verwirklicht. Adolf Guggenbühl, *Die Schweizer sind anders*, Schweizer Spiegel Zürich, S. 166–331, und Gian Paolo Tozzoli, Konsul in der Schweiz, *Gli Svizzeri, NEMI Roma*, oder *Fünf Millionen Gerechte*, Huber Frauenfeld, S. 163–212 und 267–288, treffen sich: mehr Mitmenschlichkeit und Schutz der Nationaltugenden! Auch volkswirtschaftlich wäre nach Prof. Walter-Michel Hagmann, Lausanne, *Les travailleurs étrangers...*, Payot, 174 S., längst geboten: Gesamtstabilisierung der Fremdenzahl, Arbeitsplatzfreiheit im Inland, Export von Produktionszweigen und Kapital. Weltweit sehen er und Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny die Frage in *Ausländerarbeit* 11/1968, Ökumen. Rat Genf. Ebenso letzterer und Peter Heintz in *Schweizer Monatshefte*, August 1969; genial weist da Eugen Lemberg auf Gefahren neuer, großeräumiger und Fortbestand alter Nationalismen; daß deshalb Eingliederung und einheimische Art nur gemeinsam zu sichern sind, verkennt, anders als Oskar Reck, Daniel Frei – ebenso Hugo Bütler, dessen Vorschläge aber wie sein politisch-sozialer Bericht sehr gut sind; Heinz Allenspachs Aufsatz zeigt, wie seine und Präsident Haefelys Stellungnahmen in der Schweiz. Arbeitgeberzeitung (April, Juli, August 1969), Ansätze neuen Überdenkens in Unternehmerkreisen. Daniel Roth

Der Schweizer Spiegel lädt seine Leser ein, Israel vom 5. bis 19. Oktober an Ort und Stelle kennenzulernen (s. Inserat auf 3. Umschlagseite).

Wir – Israel Tours und ELAL – möchten überdies den Reisefreudigen im voraus eine Kostprobe bieten und **zugleich auch alle jene mit Israel vertraut machen, die diesmal zu Hause bleiben**. Darum veranstalten wir, zusammen mit israelischen Stellen und dem Schweizer Spiegel, in Basel und Zürich je einen

öffentlichen Israel-Abend

mit dem Vortrag einer kompetenten Persönlichkeit, Filmvorführungen und Aussprache.

Diese beiden Anlässe – der Eintritt ist für jedermann frei – finden statt:

in Zürich

am 9. September, 20.00 Uhr

im Restaurant z. Königstuhl Zunfthaus z. Schneidern
Stüssihofstatt 3, 8000 Zürich

in Basel

am 10. September, 20.00 Uhr

im Casino, Barfüsserplatz / Steinenberg, 4000 Basel

Wir laden alle Leser ebenso herzlich ein zum Filmabend wie zur Bildungsreise nach Israel!

Wir bitten Sie, uns, wenn Ihnen dies möglich ist, im voraus Ihren Besuch an einer unserer Veranstaltungen mit einer Postkarte mitzuteilen, damit wir die Zahl der Teilnehmer einigermassen abschätzen und besser disponieren können. Selbstverständlich sind Sie auch dann herzlich willkommen, wenn Sie sich im letzten Moment zum Besuch einer der Abende entschliessen.

Israel Tours, Sihlhallenstrasse 11, 8004 Zürich